männer, Schulen, Universitäten, das Kapital Eisenstadt und Umgebung vornahmen,

Nachdruck verboten.

Moritaten.

Vergessenes Bänkelsängertum.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es Bänkelsänger, die von Ort zu Ort wanderten und die neuesten Nachrichten aus aller Welt in geeigneter und sangbarer Form zum Ausdruck brachten. Während ein Sänger im langweiligen, werkelähnlichen Ton die sensationelle Historie in volkstümlichen Reimen vortrug, wies sein Begleiter mit einem langen Stecken auf das dazugehörige Bilderviereck einer aufgerollten großen Leinwand oder Pappe hin. Da die meisten Leute auf dem Lande dazumal noch nicht lesen konnten, waren die köstlichen Reime der Bänkelsänger die willkommenste Sensation, die dann wochenlang das Tagesgespräch bildete, bis wieder der nächste fahrende Bänkelsänger kam und die allerneuesten Weltereignisse und Mordtaten bekanntgab.

Diese Gattung von Bänkelsängern hat eine äußerst interessante Geschichte. Als die Buchdruckerkunst erfunden wurde, entstand eine neue Art von fahrenden Leuten, die sich mit dem Verkauf von Flugblättern und Flugschriften beschäftigten. Die gedruckten Volkslieder und Kirchenlieder sangen sie dem Volke vor; interessante Berichte über Naturereignisse, Unglücksfalle, Verbrechen, Vorgänge in der Politik wurden vorgelesen und diesen gewöhnlich eine dürftig gereimte Moral angehängt. Diese Bänkelsänger waren eigentlich die Begründer des Zeitungswesens gewesen, und ihre fliegenden Blätter wurden auch als „Zeitung", „Neue Zeitung" und dergleichen mehr bezeichnet; sie selbst wurden vom Volke zumeist die „Zeitungssinger" genannt und besaßen auf Jahrmärkten einen gewissen Ruf von Gelahrtheit. So standen die Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert. In den Bibliotheken sind derlei „Zeitungen" in vereinzelten Exemplaren als Rara vorhanden und dienen in so mancher Hinsicht als dankbare Geschichtsquellen. Bei der Obrigkeit erfreuten sich die Zeitungssinger nicht des besten Rufes, weil sie oft politische Sensationen und Hofgeschichten austratschten. Nachsichtiger ging man mit den Bänkelsängern vor, die fromme Lieder auf Jahrmärkten und auf den Gassen sangen. Diese Gaukler hatten talarartige Röcke an und trugen salbungsvoll ihre Lieder vor der knienden Menge vor. Mitunter stellten sie kleine hölzerne oder eiserne Kapellchen auf und läuteten die in den Türmchen untergebrachten Glöckchen. In Alt-Wien war der Evangelimann eine bekannte Straßenfigur.

Als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Herausgabe von Zeitungen zunahm, verschwanden nach und nach die Zeitungssinger, und die wenigen zurückgebliebenen befaßten sich nunmehr mit dem Absingen von Mordgeschichten, den Moritaten, auf den Jahrmärkten. Nach den Befreiungskriegen, in der romantischen Periode, gelangte diese Gilde beim Volk wieder zu einem gewissen Ansehen. Sie begleiteten mit der Harfe oder mit der Leier ihre Gesänge, die zeitgemäß neben den Moritaten auch Romanzen, Balladen und Gespenstergeschichten brachten. Die Moritatensänger waren über ganz Europa verbreitet; bei den Italienern wurden sie Cantastorie (Historiensänger), in Venedig auch Filosofi genannt.

Die Mordgeschichten, Romanzen, Balladen der Bänkelsänger waren glücklich in der Darstellung, in der Form grotesk gelungen und in der Sprache begreiflicherweise zumeist äußerst mangelhaft. In den Moritaten wurzelt eigentlich die Volksdichtung im vollsten Sinne des Wortes, schon wegen ihrer Schlichtheit in der Form, womit der Beweis erbracht wird, mit welch' einfachen Mitteln man auf das Volk einwirken konnte.

Ein reicher Schatz von Moritaten und dergleichen Volksballaden ist der Nachwelt in Volks- und Studentenliederbüchern, aber zum großen Teile parodistisch erhalten geblieben. Für ihre Vorstellungen benützten die Bänkelsänger selbst Balladen bedeutender Dichter. So war Schillers „Ritter Toggenburg" in volkstümlicher Bearbeitung eine beliebte Moritat auf Jahrmärkten. Der Kalender-Vogl gilt als Verfasser einiger Romanzen und Moritaten, und Bürgers Balladen „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" oder „Leonore" waren seinerzeit sehr volkstümlich. Es waren die romantisch-tragischen Tage des treuen Karl, der am Grabe seiner Wilhelmine klagte, eine Gespensterballade, die sich bis in die Achtzigerjahre in dem „Hermelinenlied", in „Elisens Abschied", „Agathe", dem „Heinrichlied" usw. erhalten hat. Bekannte Moritaten in Wien waren unter anderen „Der Doppelmord", „Die geraubte Tochter", „Der Elternmord", „Raoul der Blaubart" usw.

Die Moritaten bestehen aus einer kurzen Einleitung, der eigentlichen Handlung und einem kurzen Nachsatz, zumeist belehrenden Inhaltes. Manche Einleitungen solcher Volksballaden haben sich in ihrer Urwüchsigkeit im Volksmunde bis auf unsere Tage erhalten.

Als treffliches Beispiel ist die „Schauderhafte und grauliche Moritat, welche sich am 5. November 1835 zwischen Pfingsten und dem Klinkerthor zu Augsburg wirklich zugetragen hat" hervorzuheben. Es ist möglich, wenn nicht wahrscheinlich, daß es sich hier um eine Parodie handelt.

„O kommt, ihr Leute, all' herbei
Vernehmt die Moriththaterei,
Wie sich ein Mägdlein ganz charmant
Bedeckt mit Grausamkeit und Schand.
Ein Jed' nehm ein Exemplum dran.
Studier' es wohl und wend' es an!"

Als Schlußeffekt kommt die weise Moral à la Wilhelm Busch und ein Appell an das p. t. Publikum, den Sänger nicht zu vergessen, bei dem die Kunst auch nach Brot schreit.

„Merkt Mägdleins auf diese Lehr
Von einem toten Schwalangscheer,
Daß Sprödigkeit sei gar nicht gut,
Uns die Moral beweisen tut.
Das ist das Ende der Geschicht'
Vergessen sie das Trinkgeld nicht!"

Einen gelungenen Schluß hatte eine Moritat aus dem Jahre 1829. Ein Pastor hat sein natürliches Kind umgebracht, weshalb er enthauptet wurde, und da heißt es als Schlußmoral:

„O verehrtes Publikum,
bring doch keine Kinder um!"

Kremser gibt in seiner bekannten Wiener Volksliedersammlung (II, 44) eine travestierte Moritat aus den „enteren Gründen" Wiens:

„Am Thury drunt beim Brunni,
geschah am 6. Juni,
's weiß net amal d' Komuni,
kan' Menschen das vergunn i,
ob Töchterl oder Suhni,
a Murithat voll Graus..."

Die Balladen des „berühmten" Räubers belehren uns, daß viele unter ihnen „gute" Menschen waren oder — geworden sind und von liebebedürftigen Frauen sogar vergöttert wurden. Das zeigt sich unter anderem in einem „Lobliede" auf Rinaldo Rinaldini, den sattsambekannten Räuberhauptmann, dessen Leben Vulpius, der Schwager Goethes, und seine Epigonen in Romanform bis zum Ueberdruß behandelt haben.

„In des Waldes finstern Gründen,
In den Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt..."

Oesterreich hatte auch seinen Rinaldo, den bekannten Räuber Grasel, dessen „Ballade" so volkstümlich wurde, daß sie sogar in fremden Sprachen gesungen wurde. Die „Graseltanz" waren Vierzeiler mit vielen G'setzeln; jeder Harfenist erfand nämlich neue Strophen, so daß dieses „herrliche" Volkspoem kein Ende nahm.

„Der junge Grasel und sein Vater
Gengan mitanander in 'n Prater,
Und der Bua waß 's no nöt g'wiß,
Daß sei Vater a Räuber is..."

Schließlich sei hier noch auf die Werthertravestien und -parodien aufmerksam gemacht, die in Wien von Hausierern in den Gassen verkauft wurden. H. M. Richter berücksichtigt die Wertherparodien in seinem interessanten Werke „Aus der Messias- und Wertherzeit" (Wien, 1882) ziemlich eingehend.

In der Ueberbrettelliteratur traten die Moritaten in verfeinerter Form wieder auf. Man braucht sich nur an die vor nicht langen Jahren beliebt gewesenen Galgenlieder, an die Mordballaden, wie zum Beispiel an den Tantenmörder von Wedekind zu erinnern, um die innige Verwandtschaft dieser lyrischen Ergüsse mit den Moritaten zu erkennen. Und als das Kino die Welt erobert hat, da kamen die Moritaten erst recht in Mode. Die Kriminal- und Detektivfilms gehören leider zu den beliebtesten Lichtspielen und sind nichts anderes als die Moritaten unserer Tage. Es ist das alte Spiel jener Anziehung, die Verbrechen auf die schlummernden tierischen Instinkte des menschlichen Gemüts seit jeher ausgeübt haben.

Anton Mailly.